# Albrecht von Graefe

und die

## Ueberreichung der Graefe-Medaille

an

# Hermann von Helmholtz,

Rede,

in der Festsitzung der Ophthalmologischen Gesellschaft
in der Aula der Heidelberger Universität

**am 9. August 1886**

gehalten von

**F. C. Donders.**

**Rostock.**

Universitäts-Buchdruckerei von Adler's Erben.

# Fest-Sitzung

## am 9. August 1886

unter dem Präsidium des Prof. von Zehender, welcher die Sitzung mit folgenden Worten eröffnet:

Hochgeehrte anwesende Damen und Herren!

Mir ist in diesem Jahre der ebenso angenehme wie ehrenvolle Auftrag geworden, die heutige Sitzung zu eröffnen und Sie im Auftrage des Ausschusses der Ophthalmologischen Gesellschaft hier zu begrüssen. In Vollziehung dieses Auftrages heisse ich Sie Alle herzlich willkommen, hier, in der schönen Musenstadt, in deren gastlichen Mauern die Ophthalmologen sich so oft schon zusammengefunden haben; in dieser schönen Musenstadt, die eben erst in ihr sechstes Lebens-Jahrhundert eingetreten ist und den Festschmuck ihrer schönen Feier noch nicht ganz abgelegt hat.

Anders als in anderen Jahren wird sich unsere heutige Sitzung gestalten! Wir finden uns hier in festlich geschmückten Räumen, wie wir sie in unseren früheren einfachen Zusammenkünften noch nie gesehen und wie wir sie — das kann ich wohl sagen — vor Ablauf von zehn Jahren gewiss nicht wieder sehen werden.

Wir finden uns hier in nicht gewohnter Weise einer hochansehnlichen Zuhörerschaft gegenüber. Se. Magnificenz der Prorector der hiesigen Universität, der Decan, die Herren Mitglieder der medicinischen Fakultät und andere Professoren und Doctoren haben unserer Einladung gütigst Folge geleistet.

Ich heisse Sie Alle nochmals auf das Herzlichste willkommen!

Aber nicht nur der Form, auch dem Inhalte nach wird sich unsere heutige Sitzung verschieden von früheren Jahren gestalten.

Es handelt sich heute nicht darum, uns gegenseitig zu belehren, uns gegenseitig mitzutheilen, wie viel ein Jeder von uns von den Geheimnissen unserer gemeinsamen Mutter Natur ihr abgelauscht, oder wie viel er im friedlichen Kampfe mit ihr, ihr abgerungen hat. Heute handelt es sich darum, die von der Ophthalmologischen Gesellschaft gestiftete Graefe-Medaille Demjenigen zu überreichen, der von uns Allen von unserer gemeinsamen Mutter Natur am meisten begünstigt war, dem sie ihre geheimnissvollen Gesetze am reinsten und klarsten geoffenbaret und anvertraut hat. Es handelt sich — nach dem Wortlaute des betreffenden Statutes — darum, diese Medaille Demjenigen zuzuerkennen, der unter den Zeitgenossen — ohne Unterschied der Nationalität — sich die grössten Verdienste um die Förderung der Ophthalmologie erworben hat.

Und nun bitte ich Herrn Prof. Donders das Wort zu ergreifen, um den Wünschen und Beschlüssen unserer Gesellschaft festlichen Ausdruck zu verleihen.

Verehrte Anwesende!
Werthe Collegen!

In den soeben verflossenen Tagen feierte die Universität Heidelberg in glänzender Weise das Fest ihres fünfhundertjährigen Bestehens. Vom Standpunkt einer blühenden Gegenwart durfte sie mit Stolz auf ihre ruhmreiche Vergangenheit zurückblicken, die auf jedem Gebiet menschlicher Kenntniss grosse Männer und grosse Leistungen aufweist.

Hier, an den lieblichen Ufern des Neckars, pflegt auch die Augenheilkunde, seit dem Beginn ihrer jüngsten Aera, jährlich ihre Zelte aufzuschlagen. Im Schatten der Alma mater ward die ophthalmologische Gesellschaft geboren. In diesem Jahre lud sie Sie zu einer feierlichen Sitzung ein, und mir ward der ehrenvolle Auftrag, das Wort an Sie zu richten.

Es war im Herbst 1857, als Albrecht von Graefe hier zum ersten Male mit einigen seiner Jünger zusammenkam (darunter Horner aus Zürich, von Zehender aus Rostock, Pagenstecher aus Wiesbaden, Adolf Weber aus Darmstadt), um die neuesten Fortschritte der Augenheilkunde zu besprechen. Das nächste Jahr war ihre Zahl bereits grösser und erschienen auch, durch von Graefe dazu aufgefordert: Ferdinand Arlt, Heinrich Müller und ich selbst. Dazu gesellten sich, als Gäste, Freunde und Kunstgenossen aus Heidelberg, Kussmaul und viele Andere. Die meisten brachten einige Früchte von Beob-

achtung und Untersuchung mit, und von Graefe schüttete in Vortrag und Gespräch das Horn des Ueberflusses aus, welches seine Augenklinik im verflossenen Jahr bis zum Rand gefüllt hatte. 1859 wurde die Herausgabe der Verhandlungen beschlossen. Bis dahin hatte die Zusammenkunft die Form eines Congresses gehabt: jedes Mitglied hatte das Recht, Freunde einzuführen, und für jeden Collegen war der Zugang offen. Erst 1863 constituirte sie sich zu einer „Gesellschaft", übrigens mit sehr liberalen Statuten, wobei der Ausschuss ermächtigt ward, auf Vortrag je zweier Mitglieder, Augenärzte, die Beweise wissenschaftlichen Strebens gegeben hatten, in die Gesellschaft aufzunehmen. Und schon 1864 zählte sie mehr als 80 Mitglieder, die grössere Hälfte aus den verschiedenen deutschen Staaten (darunter ein Baum und Ruete, ein Coccius, ein Busch und ein Förster), die kleinere Hälfte aus dem übrigen Europa (wie Arlt, Gulz, Stellwag von Carion aus Oesterreich, Hasner von Artha aus Böhmen, Sichel und Desmarres aus Frankreich, Bowman, Critchett und Mackenzie aus England und Schottland, von Zehender und Horner aus der Schweiz, aus Belgien Hairion und Warlomont, aus Holland Snellen und Hoyack, aus Russland Mac Gawly und Junge, aus Polen Szokalsky), — aus allen Ländern die besten Namen; und bald sollte auch die neue Welt (durch Williams aus Boston, Agnew aus New-York und Andere) vertreten sein. — Sie sehen, meine Damen und Herren, die Gesellschaft hatte einen internationalen Charakter angenommen.

Albrecht von Graefe nun war und blieb die Seele und der Mittelpunkt der Gesellschaft, bis die Kräfte ihm entschwanden. Er starb am 20. Juli 1870, am Vorabend des gewaltigen Kampfes, aus dem Deutschland siegreich hervortreten sollte, um als Kaiserreich einer grossen und ruhmreichen Zukunft entgegenzugehen.

In diesen Tagen banger Erwartung, wo das Leben vieler Tausende im Felde auf dem Spiele stand, konnte Deutschland dem stillen Verscheiden eines seiner grossen Söhne in der Heimath keine Theilnahme weihen. Nur in den nächsten Kreisen wurde der Hingang des theuren Mannes tief gefühlt und heiss beweint. Als aber im folgenden Jahre, nach Wiederherstellung des Friedens, die Mitglieder der Gesellschaft wieder herwärts zogen, erfüllte tiefe Wehmuth ihre Brust bei dem Gedanken, dass sie ihren Führer nicht wiedersehen würden. Und allgemein offenbarte sich der Drang und das Bedürfniss, seinem Andenken eine Huldigung darzubringen.

An erster Stelle, so meinten die nächsten Freunde, deren von Graefe sterbend noch gedacht, an erster Stelle musste in weiten Kreisen die Gelegenheit eröffnet werden, dem grossen Augenarzt, der die ganze Menschheit sich verpflichtet, ein Denkmal zu setzen. Sie kannten die Männer in und ausserhalb Deutschland, von denen sie wussten, dass ihre Mitwirkung sicher und Graefe genehm sein würde. Und das Ergebniss ihrer vereinten, unter Bernhard von Langenbeck's Vorsitz geleiteten Bemühungen erblicken Sie in dem Denkmal, welches im Jahre 1882 in der Nähe des Hauptschauplatzes seiner Thätigkeit in seiner Vaterstadt erstand.

Aber auch die Gesellschaft wollte ihrem Stifter eine besondere Huldigung darbringen. Sollte man Stipendia für ophthalmologische Studien stiften? Sie wurden überflüssig erachtet: über gute Kräfte verfügt die Augenheilkunde allenthalben, und aussergewöhnliche Köpfe, die sich ihrem Dienst weihen wollen, finden als Assistenten leicht ihren Weg. Sollte man in einer wohlthätigen Stiftung, einer Augenklinik, seinen Namen verewigen? Bringt, so sprach man, den idealen Verdiensten des Mannes eine reine Huldigung dar, und die materiellen Früchte werden nicht ausbleiben. In Holland wies ich auf

die Leistungen eines Graefe und die Erfindung eines Helmholtz und die Spenden flossen.

Dann ward der Gedanke geäussert, eine Graefe-Medaille zu stiften, welche alle zehn Jahre Demjenigen zuerkannt werden sollte, der am meisten unter den Lebenden zur Entwickelung der Augenheilkunde beigetragen — und der Gedanke erfreute sich Vieler Beifall. In der That, nichts anderes wohl vermöchte die Erinnerung für alle Zeit in gleichem Masse lebendig zu erhalten.

Die anscheinend grosse Schwierigkeit, das erwünschte Zusammenwirken von weit auseinander ansässigen Preisrichtern zu erzielen, fiel weg bei der Bemerkung, dass die Mitglieder unserer Gesellschaft, sämmtlich Männer des Faches, keiner Bevormundung bedürfen, und dass freie Abstimmung nach vertraulichem Gedankenaustausch die sicherste Gewähr für eine richtige Wahl bieten würde. Eine geheime schriftliche Abstimmung aller Mitglieder würde dabei einen Wink für die Anwesenden enthalten und auch den Abwesenden soviel Einfluss, wie erwünscht, verbürgen. Und so geschah es an dieser Stelle in der Versammlung des vorigen Jahres.

Und — muss nicht jeder Zweifel an der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges verstummen, da wir heute Hermann von Helmholtz, „dankbar“ wie sein Telegramm lautete „für das Gedenken alter Arbeit mit neuesten Ehren“ bereit sehen, die ihm von allen einstimmig zuerkannte Ehrenmünze zu empfangen?

Eine doppelte Aufgabe ruht jetzt auf mir: der Uebereichung der Medaille, mit dem Wort an den Gekrönten, muss, so gebieten die Statuten, eine Rede vorhergehen in welcher der Verdienste Albrecht's von Graefe erinnernd gedacht wird.

Dieser Aufgabe entledige ich mich gern. Jederzeit wird es ein Leichtes sein, die Leistungen der Gegenwart in Zusammenhang zu bringen mit denen des Mannes,

dessen grosse Gestalt am Eingang einer Aera steht, die uns nie endigen zu können scheint. Ich habe das Vorrecht zu Ihnen sprechen zu können — und in diesem intimen Kreis sprechen zu dürfen — an erster Stelle über die Person aus persönlichen Erinnerungen.

Albrecht von Graefe selbst wies mir das Haus, in dem er am 22. Mai 1828 das Licht erblickte, ein stattliches Haus, der Finckenheerd genannt, vor dem Brandenburgerthor, das sein Vater, der erste Director der chirurgischen Universitätsklinik, der Munificenz seines Königs, Friedrich Wilhelm des Dritten, zu danken hatte. Derselbe Fürst geruhte, sich bei der Taufe durch seinen Sohn Prinz Albrecht vergegenwärtigen zu lassen, nach welchem unser Graefe den Namen Albrecht trägt. Seinen Vater verlor er frühzeitig, nur bis zu seinem 12. Jahr blieb dieser sein Lenker; aber seine Mutter erhielt ihm das Geschick bis zu seinem 30. Lebensjahre. „Ich „habe", so schreibt er, „an einem kalten Wintertage in „kurzer Stunde eine lange sonnige Zeit begraben und „irre jetzt verwaist umher vor der verschlossenen Thüre „meines Vaterhauses, ohnmächtig aus den leblosen Wänden „all die Liebe herauszubeschwören, die einst drin wohnte." Die ehrwürdige Frau empfing den Freund ihres Sohnes vertraulich in ihrem Haus, und er begreift, wie der Verlust der theuren Mutter ihm so tief empfundene Worte entlockte.

Unter der Leitung dieser Mutter wuchs Albrecht auf zwischen seinen beiden Schwestern, der älteren, Ottilia, und der jüngeren, Wanda, die er beide innig liebte, die ältere mit einer gewissen kindlichen Verehrung, die sich nie verlor. Beide gekannt zu haben, wie mir zu Theil ward, heisst überzeugt sein, dass sie zu der schönen harmonischen Stimmung seines feinbesaiteten Gemüths viel beigetragen haben. Für seine Erziehung ward keine Sorge gescheut. Dem von den besten Hauslehrern ertheilten Privatunterricht folgte der Besuch des fran-

zösischen Gymnasiums. Der Zufall spielte mir ein Zeugniss des Directors Kramer über unsern Albrecht in die Hände. Darin frappirten mich zwei bedeutungsvolle Worte: „Aufmerksamkeit in den Klassen — gespannt und eindringend.“ Gespannt, eindringend — dies Merkmal des 14jährigen Knaben trug auch der Mann. — Schon in seinem 15. Jahre absolvirte er das Gymnasium. Zu jung, um sich an der Universität zu bewegen, beschäftigte er sich noch ein Jahr lang vornehmlich mit Mathematik, Philosophie und zeitweise mit chemischen Arbeiten in seinem von Professor Rammelsberg eingerichteten Privatlaboratorium. An der Universität konnte er noch Johannes Müller, Dieffenbach, Schönlein, Romberg zu seinen Lehrern zählen und hatte eben noch das Glück die erste Berliner Periode von Rudolf Virchow zu erleben, der ihm in der zweiten ein treuer Freund war.

Und weiter noch sollte er seine Ausbildung suchen! Als junger, kaum 19jähriger Doctor zog er aus, meistens von Jugendfreunden begleitet, zuerst nach Prag, das damals mit an der Spitze des Fortschritts stand. Er rühmt die Aufnahme, die ihm hier zu Theil ward. Aber vor Allem zogen ihn die Klinik und die Person von Ferdinand Arlt an. An diesen hing er sich mit der ganzen Kraft seiner reinen Jünglingsseele. Bei Arlt lernte er einsehen, wie viel die Augenheilkunde vermag, und ahnen, wie viel auf ihrem Gebiete noch zu leisten sein würde. Und hiermit war seine Wahl entschieden: er würde Augenarzt werden. Diese Entscheidung lockte ihn im Winter von 1848 auf 1849 nach Paris, wo er in den Kliniken von Sichel und Desmarres viel zu sehen und zu lernen hoffte. Und er sah sich hierin nicht getäuscht. Bei Sichel fesselte ihn der Umfang des Materials, bei Desmarres das Auge und die Hand des Meisters. Der brave Sichel schwärmte für seinen Schüler, Desmarres lernte bald ihn nach Verdienst zu schätzen.

Wenn er gelegentlich seine Klinik nicht selbst abhalten konnte, oder, wie gewöhnlich der Fall, in der disponiblen Zeit nicht damit fertig ward, dann war es sein junger deutscher College, der ihn in Allem, auch im Operiren, vertrat, und das in Gegenwart einer Schaar meist älterer Specialisten aus allen Ländern, die Desmarres' Klinik beizuwohnen pflegten. Von Chirurgen hörte er mit Vorliebe Malgaigne, von Vertreten der inneren Medicin wohl Louis, und unter den Specialisten, „die eigentliche pointe von Paris", Ricord, der ihn besonders charmirte, Trousseau, über Kinderkrankheiten, und die Dermatologen des Hôpital St. Louis. Später beschäftigte er sich fast ausschliesslich, unter der Leitung Claude Bernard's, im Collège de France mit experimenteller Physiologie, speciell mit intracranieller Nervendurchschneidung und Augenmuskeln.

Dr. Eduard Michaelis theilt uns einen von Graefe aus Paris an seine Freunde gerichteten Brief mit, dem auch einige der angeführten Einzelheiten entnommen sind. Beim Lesen dieses Briefes, meine Herren und Damen, weiss man nicht, was man mehr bewundern soll: die besonnene Kritik des Gehörten, die richtige Einsicht in die Anforderungen an eine ideale Ausbildung des Augenarztes, oder den beharrlichen Fleiss, mit dem diesem Ideale zugestrebt wird. „Abends wurde fleissig gelesen. „Nur das Nothwendigste", schreibt er, „wird angesehen. „Mache ich alle die Concerte, alle Theater mit, so ist es mit „dem gesammten Studiren aus, und da es mich im Ganzen „nicht anspricht, so bleibt der Katzenjammer nicht aus. Ich „ziehe es vor, die letzten vierzehn Tage oder drei Wochen „vor der Abreise rite zu durchbummeln, um Alles zu „sehen. Also geochst", so schliesst er burschikos, „wird „in Paris sehr scharf."

Von Graefe zählte damals 20 Jahre.

Mit Recht nennt Michaelis diesen Brief ein werthvolles Bruchstück einer Autobiographie. Wird mein

Wunsch erfüllt, so werden einige sechzig Briefe aus den Jahren 1852 bis 1870 diese einmal vervollständigen helfen.

Der Winter von 1849 auf 1850 sah von Graefe in Wien. In Friedrich von Jaeger fand er den Freund seines Vaters, der ihn mit offenen Armen empfing, und hatte bei Vater und Sohn Gelegenheit, sich an der Sicherheit und Eleganz ihrer Operationen zu spiegeln. Was Wien weiter an Kliniken, Cursen, Laboratorien und ausserdem darbot, machte er sich auch wieder für seine Ausbildung zum Augenarzt zu Nutze. Von Brücke's Vorlesungen über Physiologie, denen er treu folgte, sprach er mit grosser Anerkennung.

Im August 1851, auf der ersten Weltausstellung, führte der Zufall mich mit Graefe in London zusammen. Schon hatte ich hier einige Tage den Umgang von Fr. von Jaeger genossen, als eines Morgens in das Augenspital von Guthrie ein junger Mann im Alpen-Costüm hereinstürmte — er war erst vor ein paar Stunden in London angekommen — und von Jaeger in die Arme flog. Mit den Worten: „Sie gehören zusammen!“ warf dieser ihn buchstäblich mir in die Arme. Und er hatte sich nicht getäuscht. Vom frühen Morgen an, wenn wir, auf dem Wege nach Moorfields Hospital, den Schritten der Arbeiter folgend, die an's Werk zogen, in Oxfordstreet ein bescheidenes Frühstück fanden, bis zum späten Abend, wo wir dankbar das gastfreie Haus unseres Freundes William Bowman verliessen, blieben wir, in Verfolgung gleichen Zieles, unzertrennlich beisammen. von Graefe war mein Führer auf praktischem Gebiet, auf dem ich noch wenig bewandert war, und ich wiederum konnte ihm mancherlei von physiologischer Seite her zubringen. In dieser gegenseitigen Ergänzung lag für uns Beide ein grosser Reiz. Diese Tage, in denen Graefe die ganze Liebenswürdigkeit seiner feinen Natur entfaltete, gehören zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens. Als ich ihn nach einigen Wochen verliess, war er mir wie ein

jüngerer Bruder geworden, den ich bewunderte und liebte.

Nach einem Besuch bei den medicinischen Notabilitäten von Schottland und Irland eilte er noch einmal in seine geliebten Alpen, nach der Monte Rosa-Kette, und bestieg am 8. November 1851 die Scesaplana in Vorarlberg, von deren „würdigem Gipfel ich", so schreibt er, „allen meinen Schweizer Bekannten Lebewohl sagte."

Leistungsfähig und leistungsdurstig kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Hatte Jeder ihm hier eine glänzende Zukunft prophezeit, der Erfolg übertraf die kühnsten Erwartungen. Nach französischem Muster errichtete er aus eigenen Mitteln eine Klinik, ein Ambulatorium, nebst einigen hauptsächlich für Operirte bestimmten Betten. „In der verflossenen Zeit", so schreibt er mir zwei Monate darauf, „habe ich 230 Patienten inscribirt", und er meinte damals im ersten Jahre auf wenigstens tausend rechnen zu können. Nach 10 Monaten waren es schon über 1900, und nur anderthalb Jahr nach seiner Niederlassung, noch nicht 25 Jahre alt, verfügte er über 36 Betten und über ein Material von Augenkranken, „welches wohl", wie er schreibt, „eine Concurrenz mit den grössten in London und Paris aushält", denn, so fährt er fort, „beläuft sich unser Ambulatorium nur auf 4000 im Jahre, so giebt das absolut geregelte Kommen der Kranken, die genaue Beobachtung und die klinisch experimentelle Richtung in der Therapie dem Dinge, wie ich glaube, einigen Werth." Wenige Jahre darauf sollte die jährliche Ziffer die erstaunliche Höhe von 10 000 erreichen.

Interessant war es in jeder Beziehung v. Graefe in seiner Klinik bei der Arbeit zu sehen. Umringt von geübten Assistenten, welche die nöthigen Bestimmungen und Aufzeichnungen machten und dem Meister bei Allem schnell zur Hand gingen, „gespannt, eindringend",

indem immer gewisse Fragen ihm vorschwebten, liess er keinen Kranken ungesehen, kein Symptom unbeachtet, prägte sich jedes Krankenbild ein und applicirte die Medicamente mit eigener Hand, um regelmässig am folgenden Tage die Resultate zu controliren. Auf letzteres kam es ihm vor Allem an.

Jede Methode objectiver Untersuchung wird für die Characterisirung des Zustandes verwerthet, die Functionsprüfung ist eine musterhafte. Aber alle diese Kenntniss muss der Therapie dienstbar werden. Heilen und Helfen ist seine Losung. Er war anfangs in Bezug auf Therapie sehr skeptisch. Wenig hatte ihn befriedigt, was er davon gesehen. Vieles schien ihm nach Tradition oder Convention auf Treu und Glauben angenommen zu werden. Die klinisch-experimentelle Methode hatte er nirgendwo zu ihrem guten Rechte kommen sehen. Und die guten Beispiele einer schlechten, in ihren Resultaten durchaus nicht so abschreckenden Therapie, wie er sie gelegentlich zu sehen bekam, waren nicht eben geeignet gewesen seine Skepsis zu mildern.

Während seines Aufenthaltes in Wien gab er einigen Freunden einen kleinen Cursus über Augenkrankheiten. Als diese ihn frugen, ob er auch die Therapie behandeln würde, gab er die bedeutungsvolle Antwort: „die lernen wir zusammen in Berlin."

Und dieser Zeitpunkt war nun herangekommen! Welchen Weg er dabei einschlagen würde, hat sich oben schon ergeben. Legte er Werth auf seine Klinik, so war es wegen des absolut geregelten Kommens der Kranken, der genauen Beobachtung und der klinisch-experimentellen Richtung in der Therapie. Damit ist in der That Alles gesagt. Und welche Resultate er erreichte — seine Schriften, in denen das Klinisch-Therapeutische stets in den Vordergrund tritt, haben es gelehrt. Anfangs schenkte er den Muskelanomalien besondere Aufmerksamkeit, wobei theoretische Analyse noch eine breite Stelle ein-

nahm, die Fortsetzung übrigens von Untersuchungen, die schon in Paris begonnen und durch unsere Gespräche und Versuche in London vielleicht noch weiter angeregt worden waren. Aber bald zeigte es sich, dass es doch darauf abgesehen war, die hieraus hervorgehenden functionellen Störungen aufzuheben, und ich brauche Ihnen nicht in Erinnerung zu rufen, wie er die Schieloperation wieder zu Ehren brachte und was er bei den verschiedensten Formen von Contractur und Paralyse durch Rück- und Vorlagerung erreichen lehrte. Und gleichzeitig erschien von seiner Hand eine klassische Untersuchung über die Wirkungsweise einiger Heroica, in erster Linie des Argentum nitricum, später der Aqua chlori, des Atropins, Eserins u. s. w. Und ist bei der diphtheritischen Ophthalmie, deren klinische Schöpfung eines seiner grössten Verdienste ist, die Therapie nicht auch die Krone des Werks? Mehr wie früher gebräuchlich war seine Behandlung, im Anschluss an Desmarres, eine chirurgische, und als Heilmittel studirt er jetzt auch die Wirkung der Iridektomie und Paracentese, den Druckverband und die Scarificationen. Bei Kataraktextraction ging auch unter den günstigsten Umständen ein gewisser Procentsatz der operirten Augen durch Eiterung verloren: man ertrug das wie — eine hergebrachte Steuer. v. Graefe ruhte nicht bis er die sicherste Methode aufgespürt und die Gefahr auf ein Minimum beschränkt hatte. Anstatt des hemmenden „abstine si modum nescis“ setzte er das antreibende „sieh und handle“.

Doch hütet er sich vor jedem vermessenen Eingreifen. Alle Mittel, den Feind in seiner Stellung zu recognosciren, wendet er an, um ihn auf die möglichst rationelle Weise bekämpfen zu können. Und hierbei war's, als ob er die Losung des ersten General-Gouverneurs von Niederländisch-Indien, Jan Pieterszoon Koen, zur seinen gemacht habe: „ende dósespéreert niet!“ Den Cysticercus entfernt er aus dem Glaskörper; Netzhautablösungen

schneidet er ein; selbst bei centralem Scotom, infolge Myopie, versucht und erreicht er operative Hülfe.

So steht er auch dem Glaukom gegenüber. Nachdem alle Bemühungen, die schrecklichste aller Augenkrankheiten zu heilen oder zu verhüten gescheitert waren, hatte man die Hände in den Schooss gelegt. von Graefe allein konnte sich dabei nicht beruhigen. Wiederum fängt er an, dem Feinde in allen seinen Aeusserungen nachzugehen und überzeugt sich mehr und mehr, dass seine zerstörende Wirkung von der erhöhten Spannung des Augapfels ausgeht. Dagegen richtet er nun seine Waffen. Paracentesen geben — wie man bereits wusste — nur vorübergehende Abnahme der Erscheinungen und, wie er fand, auch das nur die ersten Male. Sollte Iridektomie etwas vermögen? Der Gedanke steigt in ihm auf. Er erinnert sich an Fälle, bei denen Ulceration und Infiltration der Hornhaut durch Iridektomie verbessert wurden. Er sieht nach Iridektomie Staphylom der Sklera und Cornea schwinden. Nun achtet er sich, ob hier gleich andere Verhältnisse im Spiele sind, berechtigt, sie gegen Glaukom zu versuchen. Die Schwierigkeiten der Technik schrecken ihn nicht ab. In Spannung erwartet er den Ausschlag — und siehe da, das Ziel ist erreicht!

Das ist v. Graefe's grösste Leistung, die unbestreitbar grösste zudem, deren sich die Augenheilkunde in unserem Jahrhundert rühmen kann. — Möge denn kein Federzwist diese schöne Seite der Geschichte unserer Kunst beflecken! Die Wahrheit ist, wie schon bei Haffmans zu lesen steht, dass v. Graefe mehr als 30 Jahre früher in dem verdienstvollen Mackenzie einen Vorläufer gehabt hatte, der aber den Weg nicht zu Ende ging, und dessen längst verwehte Spur unserem Graefe unbekannt geblieben war. Den Weg bis ans Ende zurückgelegt und anderen diesen Weg gezeigt zu haben, ist das unsterbliche Verdienst von Albrecht von Graefe.

Zu einer Entdeckung wie diese, meine Damen und

Herren, müssen Kopf und Herz zusammenwirken. Nöthig waren grosse Beobachtungsgabe, Combinationsvermögen, Intuition, operatives Talent, aber auch ein heiliger Drang zum Helfen, der alle diese Geistesgaben potenzirte! Darum erforderte es einen v. Graefe für diese Entdeckung, die so wenig auf der Hand lag, dass sie ohne ihn einem folgenden Jahrhundert hätte angehören können.

Mit diesem Factor des Gemüths, sein geliebter Horner hat es richtig erkannt, hat man bei v. Graefe immer zu rechnen. Sein Herz war es, welches ihn instinctmässig die Laufbahn seines Vaters verfolgen hiess. Zog die Augenheilkunde ihn besonders an, so geschah dies besonders deswegen, weil er hier das meiste Heil von seiner Arbeit erwartete. Seine sympathische Natur lässt ihn immer sinnen auf Heilen und Helfen und führt ihn, wie ermüdet auch und erschöpft, am späten Abend, oft nach Mitternacht, noch zu seinen Patienten. Wo Gefahr droht, hat er keine Ruhe, wo Hülfe nöthig, steht er bereit, sie zu bieten. Ein schlagendes Beispiel!

Während des Kriegs von 1866 erhebt die Cholera in Berlin ihr Haupt. Bei all seiner Arbeit übernimmt v. Graefe noch die Leitung eines Cholera-Hospitals, „deren gewissenhafte Bekleidung doch mindestens täglich „5 Stunden absorbirte.“ Der Hauptgrund, weshalb er sie übernahm, schreibt er, „lag darin, dass die Mehrzahl der „befähigteren Berliner Aerzte sich auf dem Kriegsschau„platze befanden und dass mir schien, als wenn die armen „Cholerakranken sich nicht derjenigen Theilnahme, wie die „Blessirten erfreuten, nach welchen ärztliches und Laien„publicum eine wahre Jagd machte.“

Und auch hier beschränkt er sich nicht auf das sinere mori. Vieles kam vor, was ihn auf's Lebhafteste interessirte. „Besonders aber“, so fährt er fort, „wurde, wie begreiflich, unsere Zeit durch therapeu„tische Versuche occupirt.“ Und ausführlich beschreibt er die günstigen Resultate der römischen Bäder (von

45 ° C.), selbst noch bei mässigen Graden der Algida, und die, auch bei ausgeprägter Cyanose, sehr befriedigenden der hypodermatischen Injectionen von Strychnin.

„Doch nun genug", so endigt sein fesselnder Brief, „von dem unheimlichen blauen Gaste und meiner viel-„leicht durch den Dämon der Selbsttäuschung zuge-„flüsterten Beschwörungsformel." — Spricht daraus nicht ein herrliches Zusammenwirken von Geist und Herz?

Und aus derselben Quelle entspringt seine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit, die nie an sich selbst, immer an andere denkt, für seine eigene Person keine Bedürfnisse kennt und stille Wünsche anderer schweigend erfüllt. Und ebenso seine Nachsicht für Vergehungen, die wohl einmal die Grenzen überschreiten konnte. „Du kommst „nicht leicht dazu", bemerkte ich ihm einmal, „Jemandem „etwas Unangenehmes zu sagen." „Niemals", antwortete er, „wenn es nicht nöthig ist."

Und wollen Sie hören, in welcher Sprache er seinem Freundschaftsgefühl Ausdruck verlieh? „Sehen muss ich „dich bald in der einen oder anderen Weise. Obwohl ich „eigentlich nichts Besonderes durchlebt habe — abgesehen „von dem Neujahrstage" (der ihm einen Sohn brachte) — „so kommt es mir doch fast jeden Tag vor, als hätte ich „dir irgend etwas zu berichten. Das ist doch wirklich „der Maassstab für die Zugehörigkeit, dass wir die kleinen „Blüten, welche jeder Tag auf unseren Pfad legt, unwill-„kürlich — wenn auch stumm — für den Anderen „sammeln. Zuweilen muss es aber laut werden! Dafür „lass uns in dem kurzen Leben nach Kräften sorgen."

Zugleich mit der Augenklinik trat die Schule ins Leben, die sich nach v. Graefe nennt. Mit Ungeduld hatten schon die alten Freunde, stolz auf ihren Kameraden, seine Rückkehr ersehnt, und junge Mediciner aus Schottland und Irland waren ihm auf dem Fusse gefolgt. So bestand bereits ein Kern, und daran schlossen sich Andere an,

die sich zur Vollendung ihrer medicinischen Ausbildung in Berlin aufhielten. Bevor noch die Klinik grosse Verhältnisse angenommen hatte, war von Graefe's Ruhm weit und breit durchgedrungen und erschienen von allen Seiten Jung und Alt, um den jugendlichen Meister zu sehen und zu hören. Wer noch der Fama misstraute, kam, sah und — war besiegt. Wie war es anders möglich? Das einfache Auftreten ohne Aufheben und Gepränge flösste Vertrauen ein und das freundliche Antlitz, in dem Herzensgüte und Intelligenz einen Bund geschlossen hatten, war unwiderstehlich. Zudem trug, was man sah und hörte, den Stempel der Tüchtigkeit und Alles athmete Fortschritt.

Anfangs gab v. Graefe noch einige theoretische Vorlesungen, von denen Horner mit Bewunderung spricht. Bald aber beschränkt er sich auf die Klinik und wurden tüchtige Assistenten mit den verschiedenen Cursen beauftragt. Unter seinen Zuhörern waren alsbald einige, die, mit dem Wunsche, Augenärzte zu werden, sich enger an ihn anschlossen, wie Jacobson in Königsberg, Mooren in Düsseldorf, der verstorbene Pagenstecher, dann Schweigger, Liebreich, sein Vetter Alfred Graefe in Halle, Ad. Weber in Darmstadt, Baenziger in St. Gallen, Nussbaum in München, weiter Zehender in Rostock, Horner in Zürich und Hess, von Anfang an der wackere Schriftführer unserer Gesellschaft — alle seine Freunde und Freunde untereinander, alles Männer, die dem Meister zur Ehre, der Menschheit zum Segen gereichten. Sie hatten, wie die bereits anerkannten Specialisten, das Vorrecht der Poliklinik und den Operationen beizuwohnen und mitunter sich activ daran zu betheiligen.

Der Zutritt zu den klinischen Vorträgen stand aber für Alle offen.

Es war ein erhebender Genuss v. Graefe hier auftreten zu sehen, wo keiner wie er geglänzt hatte, zu sehen, wie er mit kurzen anregenden Fragen den Praktikanten

durch die Untersuchung führte, und wie scharf sich das Krankheitsbild hieraus entwickelte. Und wenn er nun das Wort ergriff, um in leichter Form und doch mit packender Klarheit und Präcision, die Erscheinungen zu analysiren, auf ihren Grund zurückzuführen, in ihrem Zusammenhange zu erklären, und weiter den Fall mit anderen, analogen oder verwandten zu vergleichen, dann wieder auf den concreten zurückzukommen, um schliesslich, mit Hinweisung auf den wahrscheinlichen Verlauf, an der Hand von rationellen und Erfahrungsgründen zu untersuchen, was zur Heilung hier gethan werden könne oder müsse, und welchen Erfolg man sich davon versprechen dürfe, dann hatte man den Meister in seiner Kraft gesehen! Gross in Allem, aber unübertroffen als klinischer Lehrer, war das einstimmige Zeugniss von Männern wie Jacobson, Horner, Knapp, Schweigger und so vielen anderen, zu denen ich auch mich rechne. Während des Vortrags herrschte athemlose Stille. Aber, kaum verstummte der Mund des Meisters, so offenbarte sich der Eindruck durch lebhafte Gespräche, Demonstriren und Contrademonstriren vor der Tafel, die Kreide in der Hand. Kein Wunder, man hatte Wissenschaft und Kunst im Status nascens gesehen.

Rief ein Vortrag zuweilen eine wahre Aufregung hervor, Anregung empfing Jeder, der das Glück hatte mit v. Graefe in Berührung zu kommen. Er sprach gerne, aber er hörte noch lieber und er hörte gut, — eine seltene Kunst, die nicht weniger Anstrengung erfordert als gut zu sprechen. Stiess er auf irgend eine Frage, dann associirte sich damit die Vorstellung der Person, die er darüber zu hören wünschte, und bei der ersten Begegnung lag ihm die Frage auf den Lippen. Und, merkwürdig, man gab Antwort auf eine Frage, über die man nie nachgedacht hatte und fühlte sich, wenn man sie schuldig bleiben musste, zur Untersuchung gereizt. In einem gut gefühlten Erinnerungswort an seinen Meister hat Prof.

Dor darauf angespielt. Er war wie der Stahl, der Feuer schlägt aus kaltem Steine — Dabei besass er noch eine glückliche Gabe, die, einen Gegenstand fahren zu lassen, wenn derselbe für den Augenblick erschöpft war, und zu einem andern überzugehen. Breite und Schwerfälligkeit waren ihm ein Gräuel. Bei all seiner Güte konnte er das kaum verbergen. Beispiellos lebhaft und schnell war denn auch sein Geist. Er begriff aus einem halben Wort. Aber interessirte ihn eine Sache, dann nahm er sich noch besondere Zeit um sie sich einzuprägen, und ebenso fixirte er die Bilder des Gesehenen, die denn auch niemals mehr verlöschten: immer gespannt und eindringend. Inzwischen gab er bei jeder Unterhaltung Schätze seines Geistes, und tauschte dafür ein Diomedisches Gegengeschenk dankbar ein.

Neben der Augenklinik entwickelte sich die Privatpraxis. Aus allen Orten, aus allen Ländern strömten die Leidenden zu dem Heiland von Berlin, wie man unseren Helden nennen hörte. Und unerklärlich war dies nicht. „Le public n'a jamais tort", sagt Paul Louis Courier, in einem seiner berühmten Pamphlet's. In der That, das Publicum kennt seinen Vortheil, seinen directen Vortheil wenigstens, so lange die Sucht nach dem Wunderbaren ihm keinen Possen spielt. Und sein Vortheil führte es dahin, Hülfe zu suchen, wo sie mehr wie irgend sonst zu finden war. Arzt, Therapeut war von Graefe in erster Stelle. Horner hat es gesagt, Schweigger, viele Andere haben es bekräftigt. „von Graefe leistete ganz erheblich mehr als bis jetzt der Fall gewesen war." Er selbst war sich dessen bewusst. „In mancher Hinsicht" (vielleicht im eleganten, nicht im guten Operiren — sonst wüsste ich nicht) in mancher Hinsicht muss ich vor meinen Collegen die Flagge streichen, jedoch . . . . . mit ein paar Sälen mit verschiedenen Augenkranken, wie sie nach ein paar

Wochen Behandlung aussehen werden, darin nehme ich es mit ihnen auf.“ So äusserte mir von Graefe, in allen Dingen so bescheiden, auf diesem Punkte sein Selbstgefühl. Dieser Punkt war denn auch das heilige Ziel all seines Strebens gewesen: und sollte er die Genugthuung, dies Ziel erreicht zu haben, nicht bei sich haben hegen dürfen?

Abgesehen von seiner Ueberlegenheit im Heilen, eroberte von Graefe die Menschen durch seine herzgewinnende Theilnahme, durch den Zauber seines ganzen Wesens. Wenn ich bei von Graefe wohnte, hospitirte ich regelmässig bei seinen Consultationen und war davon Zeuge. Es ging Manchen gelegentlich wohl etwas schnell. Auf ein Händeklatschen öffnet sich die Thüre, ein Patient tritt herein, setzt sich auf den Stuhl des Fortgehenden und öffnet den Mund um zu sprechen. „Braucht nicht, weiss schon“, sagt von Graefe, giebt ihm einen Tropfen ins Auge und drückt ihm die Hand, der Assistent flüstert „morgen“ und weg ist er. Am nächsten Tag kommt er lachend zurück. „Besser, übermorgen“, sagt von Graefe, wieder ein Tropfen ins Auge, „so“! — Aber in andern Fällen opferte er, wenn nöthig, eine Viertelstunde und mehr um einen Patienten zu untersuchen. Und das alles geschah ohne Ansehen der Person. „Zu Ihnen sollte man, wie ich höre, en blouse kommen“, sprach eine hohe Persönlichkeit, die von Graefe zu sich verlangt (etwas unmögliches bei der übermässigen Arbeit) und die nun etwas lange gewartet hatte. „Bitte, ganz gleich“, gab von Graefe lächelnd zur Antwort und untersuchte und kurirte die Augen seiner hohen Herrschaft wie die eines gewöhnlichen Sterblichen.

Im Jahre 1857, nach von Graefe's erster Zusammenkunft mit einigen jungen Freunden in Heidelberg, sollte der erste internationale Ophthalmologen-Congress in Brüssel abgehalten werden. Im August schrieb er mir: „Zu

Brüssel habe ich keine grosse Lust.“ Ich überzeugte ihn, dass er nicht fehlen dürfe und er kam. Hier erwartete ihn eine wahre Ovation. Die ganze ophthalmologische Welt war da, und aller Augen auf ihn gerichtet. Als er seinen Vortrag über die Natur und Heilung des Glaukoms in der ihm eigenen frischen und malerischen und doch so ernsten und nachdrücklichen Form beendet hatte, brach ein Sturm des Beifalls los. Und am Abend fand man von Graefe und ein Paar Collegen mit Lampen und Augenspiegeln im Institut ophthalmique du Brabant, wie er das vielen Kunstgenossen aus dem Süden noch wenig bekannte Instrument und dessen Gebrauchsweise demonstrirte.

Graefe's Name klang, wie der Secretaire-général des Congresses, Herr Dr. Warlomont, hervorhob, von Brüssel aus durch die ganze Welt.

Dieser Congress, meine Damen und Herren, kam mehr wie irgend ein anderer der Augenheilkunde zu Gute. Eben hatte die Physiologie ihr neues Leben eingehaucht, der Augenspiegel verborgene Processe ans Licht gebracht, und die Anwendung auf praktischem Felde war nicht ausgeblieben. Zeitgemäss war also der Congress in höchstem Grade. Bis zu den entlegensten Orten war das dunkle Gerücht der neuen Leistungen gedrungen, aber ihre Bedeutung hatte man nicht begriffen. Nun eilten sie von allen Seiten herbei, die Wissbegierigen, um zu sehen und zu hören. Und die Folge war, dass sie entweder genügend eingeweiht wurden, um selbstständig dem neuen Pfad zu folgen, oder das Bedürfniss fühlten an der Quelle selbst weitere Nahrung zu schöpfen.

Und mehr noch wie früher wurde Berlin, wo diese Quelle am reichlichsten strömte, das Centrum der Augenheilkunde.

Würde von Graefe den immer wachsenden Ansprüchen zu genügen vermögen?

Schon 1853 hatte er mir geschrieben, wie er eines

Morgens im August, körperlich und noch mehr geistig ermüdet, Klinik und Praxis seinen Assistenten überlassend, heimlich davon gegangen war, um Erfrischung zu suchen, wo er sie stets gefunden hatte, in der schönen Alpenwelt, und wie er, in wenig Wochen wieder ein anderer Mensch geworden, erst gefühlt hatte, „welch eine Last von Sorgen „auf seiner jungen Seele gelastet und sein gemüthliches „Gleichgewicht bedroht hatte."

Und in jedem Jahre kehrte die Ermattung wieder.

Und in jedem Jahr trieb ihn, nachdem er sich einige Tage hier mit seinen Freunden erholt, die Sehnsucht nach den Alpen. Einmal, es war im Jahre 1859, durften Arlt und ich ihn dahin begleiten. Unvergessliche Tage! Im schönen Hochgebirge war er ein eben so sicherer Führer wie auf dem Gebiet der Ophthalmologie und erreichte seine Liebenswürdigkeit den Gipfel.

Aber nicht jedes Jahr war die Erholung vollkommen. Schon 1856 spricht er von überstandener Krankheit und darauf folgender schwerer, drückender Zeit. Um ihn wieder aufzurichten, bedurfte es nichts geringeres als der Heilung des Glaukoms, „die ihn wirklich sehr beglückte", und des Besuchs von Arlt „der sich über die Glaukomerfolge kindlich freute".

Und es sollte schlimmer werden.

Im Jahre 1861 war die Schweiz nicht sein nächstes Ziel. Ein Glückstern lächelte ihm vom Norden her. In wenigen Wochen sollte er sich mit der schönen und begabten Gräfin Anna Knuth verbinden, deren Liebreiz sein Herz erobert hatte. Noch ein Händedruck für seine Freunde in Heidelberg und — dann nach Roeskilde, um seine schönsten Hoffnungen verwirklicht zu sehen! Aber siehe, da erwartet uns in Heidelberg die niederschmetternde Kunde, dass v. Graefe in Baden-Baden durch Krankheit zurückgehalten wird. Auf sein Verlangen wurden die wissenschaftlichen Sitzungen abgehalten; dann eilten wir nach Baden-Baden, um Näheres zu erfahren. Drei Tage

zuvor, so lautete der traurige Bericht, hatte v. Graefe, sich selbst percutirend, ein ausgedehntes pleuritisches Exsudat entdeckt, das sich schleichend, ohne Fieber, entwickelt hatte, und sein aus Berlin herbeigerufener Freund Traube hatte den Befund bestätigt.

Ich fand ihn auf seinem Ruhebett liegend, in stiller Ergebung, mit verhältnissmässig wenig Athembeschwerden. „Armer Freund", sprach ich, ihm die Hand drückend. „Ja, armer Freund", wiederholte er und fügte hinzu: „ich habe eine ganze Stunde gebraucht, um alle meine Illusionen aufzugeben. Jetzt ist's mir aber wieder gut. Erzähle von Heidelberg!" Und als ich, durch dies „eine Stunde", getroffen, seinem Verlangen nicht sogleich nachkam, ergriff er ein Buch, das neben ihm lag, es war Goethe, und wies mich auf die Worte, deren tiefer Sinn uns auf Jaeger's Lesetafeln so oft frappirt hatte: „man kann die Erfahrung nicht früh genug machen, wie entbehrlich man in der Welt ist."

Der gute Arendt, einer von Graefe's Universitätsfreunden und Assistenten, „mein Ueberwacher", sagte er, „und Wärter bei Tag und Nacht", sandte mir regelmässig ausführliche Bulletins.

Anfangs schon bedenklich genug, nahm die Krankheit im October und November einen sehr ominösen Charaker an. „Ich selbst", schreibt v. Graefe, „schwankte in meinen Gedanken nur zwischen der Chance des Unterliegens und der einer bleibenden Invalidität." Und dieselbe Alternative, mit Hinneigung zum Schlimmern, stellten Traube und auch Friedreich, der ihn von Heidelberg aus regelmässig besuchte und sein volles Vertrauen besass.

v. Graefe's beide Schwestern „hatten alle ihre sonstigen Pflichten seiner Pflege geopfert", und zwei Tage nach dem damals gerade erfolgtem Tode ihres Vaters war auch seine Braut herbeigeeilt, um sich an der Pflege zu betheiligen. — Unter „so vielen physischen und gemüthlichen Comforts" nahm endlich im December der Zustand

ein freundlicheres Ansehen an, und Anfang Februar konnte er Baden-Baden als Reconvalescent verlassen, um am Mittelmeerstrand die freie Luft zu suchen, nach welcher er, „nach den fünf Monaten eines schrecklichen Gefangenlebens“, mit Sehnsucht geschmachtet hatte. Und er athmete sie hier in vollen Zügen und mit glänzendem Erfolg.

„Wie herrlich stärkend hier die Luft ist“, so schrieb er mir von Nizza, „davon kannst Du dir wahrlich keine „Idee machen. Die ersten Promenaden trat ich mit der „grössten Bangigkeit an, mir fehlten Beine und Lungen, „ich kroch die erste Viertelstunde mit Anstrengung dahin, „es ging dann immer leichter und leichter, so dass ich „allemal unendlich kräftiger nach Hause kam, als ich fort-„gegangen.“

Am 15. April verliess er Nizza, um über Paris, wo er ein Paar Wochen bleiben wollte, nach Berlin zurückzukehren. Hier sah er seine Freunde wieder. Aber für Alle konnte er nicht mehr derselbe sein. Zu tief und schmerzlich hatte es ihn berührt, dass einige, auf deren Anhänglichkeit er gebaut, als die Krisis auf der Höhe war, gehandelt hatten, „als ob er schon beseitigt wäre“.

„Trennen will ich mich von meiner Braut nicht mehr“, hatte er mir schon aus Baden-Baden geschrieben, „was „auch gut angeht, da die Mutter sie jetzt überall hin „begleiten kann, aber zur Vermählung nicht eher schreiten, „als bis meine Existenz einigermassen gesichert und meine „Kräfte restituirt sind.“ Und doppelt konnte ich mich demnach freuen, als ein Schreiben vom 6. Juni aus Berlin mir die frohe Botschaft brachte: „Morgen, Sonnabend, „Mittags 2 Uhr, will ich mich mit meiner kleinen Braut „verbinden. Ein romantisch gelegenes Kirchlein, dicht an „einem schönen See, ist für die Handlung bestimmt. „Trinke ein Glas auf unser Wohl!“

Hiermit, meine Damen und Herren, treten wir in die zweite Periode von Graefe's Leben und Wirken, die durch seine Krankheit und Verheirathung von der ersten getrennt ist. Ich werde nur kurz bei ihr verweilen.

War diese zweite Periode, die mit Graefe's 34. Jahre anhob und nur acht Jahre dauern sollte, der ersten sehr ungleich?

Er begann mit dem festen Entschluss, seinen Berliner Wirkungskreis, namentlich Vorlesungen und poliklinische Thätigkeit, für das erste Sommersemester sehr einzuschränken und nur zweimal wöchentlich Klinik zu halten. Aber bald trat sein Leben wieder in die alten Geleise. Aeussere Umstände und innerer Trieb waren mächtiger, als die besten Vorsätze. Sehr tapfer fand sich die liebe junge Frau hinein. Nur wenige Stunden konnte er ihr schenken: sie war damit zufrieden. Frug er nicht nach Comfort, sie ebenso wenig. Zeitsinn hatte er nicht, ein störendes Element in jedem Haushalt — nicht in dem ihrigen. Sie lebte durch und für ihn, ihre Wünsche stets den seinen unterordnend. Auf Reisen führte, ja schleppte er sie überall mit hin: stolz und glücklich die Seine zu sein, wünschte sie nichts lieber. Aber welch eine Liebe auch, seinerseits! Dass sie je einen ernsten Versuch gewagt hätte, in seine Lebensweise eine gründliche Veränderung zu bringen, habe ich nicht bemerkt.

Die grossen Bergtouren hörten jedoch auf. An ihre Stelle trat ein längerer Aufenthalt in Heiden, wohin der Zufall ihn einige Jahre früher geführt hatte. Dahin bestellte von Graefe diejenigen Patienten, welche bleibende Aufsicht und eine gesunde Luft nöthig hatten. Auch seine jungen Freunde aus den benachbarten Städten hatten bei ihren Besuchen einen Tross von Patienten im Gefolge, gewiss, damit dem Meister Vergnügen zu bereiten und zugleich im Interesse der Kranken selbst zu handeln. Und wenn von Graefe seinen Kranken hierein mal am Tage in die Augen sah und sie noch ein paarmal den

Zipfel seines Rockes zu Gesicht kriegten, dann waren sie, beim Genuss der „schönen Molke", die am frühen Morgen vom Senisberg herabgetragen ward, und der etwas einförmigen Aussicht auf den Bodensee, vollkommen glücklich und zufrieden. Auch in Paris wurden jährlich ein paar Wochen zugebracht und empfing Graefe einen Theil der Elite der Gesellschaft im „Hôtel de Bade". Und so ging es überall.

Man hörte ihn dann wohl einmal klagen, wenn der Zudrang allzu gross ward. Aber er entfloh ihm nicht. That ihm doch, bei aller Selbstlosigkeit seiner Natur, die dem Therapeut gebrachte Huldigung wohl! Wie dem sei: Patienten waren ihm ein tägliches Bedürfniss. Wo sie fehlten, fühlte er eine Leere, die vielleicht nur die Alpen ihm ausfüllen konnten. Selbst in Nizza, kaum convalescent, sah er täglich ein paar Stunden Patienten, „bevor er sich an der Luft herumtummelte".

In der Regel entstehen Bedürfnisse, gute wie schlimme, aus Gewohnheit. Durch unablässiges Streben nach dem Guten entwickelt sich mehr und mehr das Bedürfniss, Gutes zu thun. Dann erst sitzt es in Fleisch und Blut. Nicht immer ist dies Bedürfniss ohne Kampf erworben, und es ist etwas Schönes in dem Kampf, wenn das Gute siegt. Wer aber in diesem Kampf das Höchste, das Edelste sieht, kennt nicht die ideale Tugend, die, einmal erreicht, sich spontan, unbewusst offenbart. Bei von Graefe deutet, wie wir sahen, Alles darauf hin, dass der Drang zum Wohlthun ihm schon virtuell angeboren war, dass die Gewohnheit vielmehr aus dem Bedürfniss, als dieses aus jener hervorgegangen. Streit hat er nicht gekannt, ausser vielleicht gegen allzu grosse Selbstverläugnung; und dann möchte ich nicht zu behaupten wagen, dass er Ueberwinder geblieben sei.

Einigen sonnigen Jahren ging von Graefe noch entgegen. Kurz nach einander schenkte seine Frau ihm drei Kinder, und sein geräumiges, glänzendes Haus in der

Bellevue-Strasse, in dem er alle Comforts für die Seinen vereinte, schuf ihm grosses Behagen, mehr als ich mir vorgestellt hatte. Als sein Gast — ich durfte der erste sein — war ich da nicht allein Zeuge seines häuslichen Glückes, sondern sah ihn, neben seiner liebenswürdig gastlichen Frau, auch wiederholt in einem auserlesenen Kreise von Freunden und Freundinnen strahlend vor Freude und Wohlbehagen.

Aber zu früh ging so viel Schönes zu Ende. Einen erschütternden Eindruck machte auf ihn der Verlust eines seiner Lieblinge, worüber er mir mehr als einmal herzergreifend schrieb, und nicht länger konnte er sich verhehlen, dass die gefürchteten Folgen der überstandenen Krankheit nicht ausgeblieben waren. Inzwischen macht sich davon noch wenig nach aussen bemerklich und erfüllte er nach wie vor seine Pflichten mit ungeschwächter Hingabe. Regelmässig besuchte er täglich stundenlang seine Poliklinik mit ihrem verpestenden Dunstkreis und, beseelt von derselben Gluth und unter demselben stürmischen Beifall wie sonst, hielt er seine klinischen Vorträge. Als Ordinarius der Facultät (welchen Titel er verlangt hatte, nicht des Ruhmes oder der Ehre wegen — die hatte er genug gefunden, ohne sie zu suchen — sondern des Princips halber) hatte er ausserdem noch einige Vorträge in der Charité zu halten, und er entledigte sich dieser Aufgabe gewissenhaft. Auch fuhr er fort, die Früchte seiner Untersuchungen und Erfahrungen, die er meistens in den Ferien in seiner bekannten, ansprechenden Form dictirend redigirte, regelmässig im „Archiv“ niederzulegen.

In einem Schreiben aus Baden-Baden gab er schon die Absicht kund, in Nizza „einen Stoss Manuscripte flott zu machen, welche immer durch irgend einen Zufall zurückgedrängt wurde“. Und der achte Band bringt uns denn auch schon therapeutische Miscellen und Operationen, die mit später folgenden kurzen Abhandlungen, Notizen

und Casuistiken zu den Reihen kleiner Mittheilungen gehören, die Jacobson als wahre Meisterstücke feiner klinischer Analyse, als geniale Impromptus mit aufklärenden Streifzügen in bis dahin unerforschte Gebiete bezeichnet hat. Weiter behandelt er in dieser zweiten Periode die Aderhaut-Tuberkulose und wiederholt intraoculäre Geschwülste, untersucht Calabarbohnen, Druckverband und hypodermatische Einspritzungen als Heilmethoden. Und in dieselbe Zeit fällt beinahe völlig die Schöpfung seiner modificirten Linearextraction, in welcher Adolf Weber, der sie besonders sorgfältig cultivirte, eine neue Aera der Staaroperation überhaupt begrüsst. Mehr als einmal kommt er noch auf Muskelanomalien, Schieloperation und Asthenopia muscularis zurück und schreibt noch zwei meisterhafte Abhandlungen über Glaucoma, die erste als erstes Werk dieser zweiten Periode, die letzte als seinen Schwanengesang, nur wenige Monate vor seinem Tode.

Jacobson bemerkt, dass v. Graefe's Productivität in den ersten Jahren nach seiner Niederlassung am grössten war. Unrichtig ist diese Bemerkung nicht. Aber, war es wohl anders möglich? Wider Wunsch und Willen wird man durch die Umstände immer wieder auf seine alten Leistungen zurückgeführt und wo man einmal Bahn gebrochen hat, ist nur das Beiwerk zu thun übrig geblieben, das nicht gleicherweise epochemachend sein kann. So geht es in der Regel, auf einem verhältnissmässig kleinen Gebiet wohl ohne Ausnahme. So würde es hier, auch ohne die geringste körperliche Störung, gegangen sein. Ein Beweis liegt darin nicht, dass Graefe's Schöpferkraft wirklich gelitten hatte. Die Frage dürfte Erwägung verdienen, ob es für ein productives Genie nicht zuweilen wünschenswerth sein möchte, seine Thätigkeit auf der Höhe der vollen Kraft einem anderen Gebiete zuzuwenden. Aber die Fesseln sind in der Regel zu stark, und die Gesellschaft würde solche „Untreue“ auch nicht

dulden, es sei denn, dass sie sie selbst geböte, was gelegentlich geschieht.

Liess in den letzten Jahren v. Graefe's Privatpraxis zeitweise etwas nach, so war es die natürliche Folge seines eigenen Zuthuns und Strebens. Wie es die Pflicht von Eltern ist dafür zu sorgen, dass sie ihren Kindern entbehrlich werden, so ist es die von Lehrern zu sorgen, dass die Gesellschaft sie entbehren könne. v. Graefe hatte diese Pflicht von Anfang seines Auftretens an im Auge behalten. In alle kleine Centren hatte er allmählig Schüler zu bringen gewusst, die Vertrauen verdienten, und nicht länger convergirten demnach alle Ströme nach Berlin.

Seit 1867 liegt, bei allem Reizenden und Interessanten, über seinen Briefen mehr und mehr ein schwermüthiger Hauch. Man fühlt was zu Grunde liegt. Aber noch immer setzt er sein Werk fort, als müsste es nimmer enden. Die Klinik nahm nicht ab, denn hier blieben die Bedürfnisse noch immer grösser als die Gelegenheit sie zu befriedigen. Auch wurde seine Stimme, klang sie gleich weniger kräftig, noch stets im Hörsaal mit dem alten Beifall vernommen. Und Jedem, der seine Hülfe begehrte, stand er noch mit derselben Bereitwilligkeit wie in den ersten Tagen seiner Praxis zu Diensten. Doch nahm er auf Andrängen seiner medicinischen Freunde, besonders in den letzten beiden Jahren, wenn die Brustsymptome sich gar zu weit steigerten, seine Zuflucht zum Inselbad bei Paderborn. Welchen Jammer ich da im Sommer 1869 schaute, als er, während einer wenig versprechenden Kur für sich selbst, das Leben seiner Frau durch eine embolische Pneumonie, die ihre Gesundheit für immer knickte, bedroht sah und ein Jüngstgeborenes an einem schnell wachsenden Uebel verlieren musste, werde ich nicht erzählen. Und, heimgekehrt, begann er aufs Neue die alte Arbeit mit dem alten Muth und mit soviel Kraft als noch in ihm war.

1870 ging es zu Ende. Am 23. Mai schrieb er: „Mein Gesundheitszustand fährt fort miserabel zu sein. „Fieber habe ich zwar keins, bin aber zum Excess er- „schöpft. Ich bringe ungefähr 12 Stunden täglich ausser „dem Bette zu, von denen etwa 4 den klinischen Beschäf- „tigungen gewidmet werden. Auch meine Vorlesungen „habe ich begonnen (vielleicht mehr zu meiner Unterhal- „tung als zu der meiner Zuhörer). Dass ich mir als ver- „ständiger Mensch und Arzt keine übertriebenen Hoffnungen „mache, versteht sich von selbst; allein Beschäftigung bis „zum letzten Augenblick scheint mir das Beste und hält „jedenfalls von unnützem Grübeln ab."

Sein letzter Brief, noch immer eigenhändig, wenige Tage vor seinem Tode geschrieben, betrifft eine Consultation und ist ein Muster an Form, ein Meisterstück an Präcision.

Der Schluss ist ergreifend:

„Mit meinem Befinden geht es wohl schlechter „und schlechter, doch davon heute nichts. Ich „denke von jedem Tage, es sei der letzte und „betrübe mich besonders über den Jammer meiner „Frau. In unzertrennlicher Freundschaft

Dein alter Graefe."

Endlich war die Stunde da. Am 19. Juli 1870 sollte er, nach einem entzückenden Sommerabend, die Nacht in seinem Garten-Salon zubringen. Ein Ruhebett ward aufgeschlagen. Kaum darauf gelagert, fühlt er sich von Todesangst erfasst. Man versucht alles Mögliche. „Agonie", sagt er, „nichts zu machen." Langsam ziehen die nächtlichen Stunden vorbei. Noch einmal verlangt er den Schimmer des anbrechenden Tages zu sehen. Dann entschlief er sanft.

Albrecht von Graefe hinterlässt bei uns den Eindruck eines Mannes, dem eine Mission aufgetragen war und der hingegangen ist, nachdem er sie erfüllt hatte. Sechszehn Jahre sind seit seinem Tode verflossen und die nach ihm kamen, sind seinen Spuren gefolgt. Und so kann es noch Jahrzehnte, Jahrhunderte selbst fortgehen und können noch Tausende kommen, die derselben Spur folgen: denn Männer, die eine Mission zu erfüllen haben, erscheinen auf jedem Gebiete selten.

Man hat von Graefe als ein Kind seiner Zeit betrachtet und auf das glückliche Gestirn gewiesen, unter dem er geboren ward, seine Verdienste mit der Erfindung des Augenspiegels in Zusammenhang gebracht.

Die so handelten, liefen Gefahr, seine wahre Grösse zu verkennen.

Der Augenspiegel hat das Niveau der Augenheilkunde erhöht, aber die Leistungen, die Verdienste ihrer Vertreter nivellirt. Jeder Blick mit dem Augenspiegel ins Auge war eine Entdeckung: aber jede Entdeckung machte jeder Beobachter zu seiner Zeit. Der genaueste Zeichner, der den schönsten Atlas lieferte, trug die Palme davon.

Doch hat v. Graefe auch auf diesem Gebiete seine besonderen Verdienste aufzuweisen — in der Entdeckung des Cysticercus, in der Diagnose der Embolie der Art. centralis und in der der Neuritis als Folge von Gehirndruck.

Aber seine Hauptverdienste: die Lehre von den Muskelanomalien, die diphtheritische Ophthalmie, die Verbesserung der Methode der Katarakt-Extraction und auch die Heilung des Glaukoms nicht ausgeschlossen, liegen ausserhalb des Gebiets des Augenspiegels.

Ohne Augenspiegel würde Graefe noch mehr als mit ihm über seine Zeitgenossen hervorgeragt haben.

So viel Liebe und so viel Glauben, bei so grossen Geistesgaben, würden in jeder Periode, auf jedem Standpunkt unserer Kenntniss, das Grösste geleistet, würden Wunder verrichtet haben.

---

Von dem theuren Todten wende ich mich zu Hermann von Helmholtz, den wir das Glück haben noch in voller Manneskraft unter uns zu sehen.

Seine Verdienste ausführlich zu schildern, sein Lob Ihnen zu verkündigen, dessen bedarf es hier nicht.

Ein Jeder weiss, dass von den lebenden Naturforschern keiner über ihm, nur sehr wenige neben ihm stehen, und dass er unter den grossen Männern aller Zeiten für immer eine Stelle eingenommen hat.

Ein paar Jahre älter als er, hatte ich Gelegenheit, seine Leistungen vom Anfang an zu verfolgen. Die des jungen Militärarztes in der Garnison zu Potsdam, wo am Gymnasium sein mathematisches Talent schon geglänzt hatte, lenkten sogleich die Aufmerksamkeit der Physiologen auf ihn. Man erkennt in ihnen die Neigung, seine Kräfte an der Auflösung von Problemen zu versuchen, die entweder ganz neu waren oder für unlösbar gehalten wurden, — ein kühnes, nicht unbedenkliches Unterfangen, aber um so ruhmvoller, wenn die Lösung gelang. Ich erinnere Sie an seine Untersuchungen über das Wesen der Fäulniss und Gährung, über den Stoffverbrauch wie über die Wärmeentwickelung bei der Muskelaction, an seine Messungen des zeitlichen Verlaufes der Muskelzuckung und an die Bestimmung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Erregung im Nerven.

Inzwischen schrieb er den Artikel: „Wärme“ im Encyclopaedischen Handwörterbuch der medicinischen Wissenschaften, dem der Bericht über die Theorie der

physiologischen Wärmeerscheinungen folgte. Aus beiden weht uns schon das folgenreiche Princip der Erhaltung der Kraft entgegen, welches er bald darauf, unabhängig von Julius Robert Mayer, mit genauer Berücksichtigung aller darauf bezüglichen Thatsachen in strenger Form entwickeln sollte, um später seine Anwendung auf die Entwickelung von Licht und Wärme, beim Entstehen des Sonnensystems nach der Kant-Laplace'schen Theorie, durch Berechnung erhärtet, folgen zu lassen.

In gleicher Weise entdeckte das geübte Auge in seinen Berichten über die theoretische Akustik und die physikalische Optik, ebenso wie in seinen ersten Untersuchungen auf letzterem Gebiet, schon den Keim der grossen Leistungen, die er uns später hier zu erblicken geben sollte.

Und während wir anderen uns anstrengen mussten, um den Leistungen Emil du Bois-Reymonds auf dem Felde der thierischen Electricität zu folgen, giebt Helmholtz von ihnen eine Uebersicht in vollendeter Klarheit, mit leichter Andeutung schwacher Punkte, die — auch schwach geblieben sind, und stellt bald darauf Theoreme über die Vertheilung electrischer Ströme in körperlichen Leitern auf, prüft sie, so weit es angeht, experimentell, und schliesst daraus, dass die bei der „schwachen Anordnung" abgeleiteten Ströme und der Einfluss der Masse des Muskels auf die Grösse der electromotorischen Kraft nicht aus der Molekulartheorie folgen, so dass hier noch andere Einflüsse im Spiele sein müssen, — das Ganze in einer Weise beherrschend, die selbst dem Begründer der exacten Kenntniss auf diesem Gebiete imponirt.

So fährt er fort, Meine Herren, bald Physiologie, bald Physik mit seinen Entdeckungen zu bereichern und steigt in die Tiefen der Mathematik hinab, wo ich ihn nicht preisen darf, da ich ihm hier nicht folgen kann, aber wo ich doch constatiren konnte, dass Mathematiker von hohem Range, die es wagten mit ihm auf den Kampfplatz zu treten, sich

genöthigt sahen, entweder zu weichen oder auf den meisten Punkten zu capituliren.

Verlegte v. Helmholtz seine officielle Thätigkeit vom Felde der Physiologie auf das der Physik, so haben wir das verstanden, respectirt, ja, freudig begrüsst, denn, nachdem er auf physiologischem Gebiet über nahezu alle Fragen physikalischer Art Licht verbreitet hatte, konnte es kein erhebendes Schauspiel sein, ihn das Feld der Vivisection, der Mikroskopie oder physiologischen Chemie betreten zu sehen, auf denen Zeit und Fleiss die grossen Factoren sind und Geistesgaben wie die seinigen nicht zu ihrem vollen Rechte kommen konnten.

Und auf dem Felde der mathematischen Physik, dem der reinen Mathematik und auf dem Grenzgebiete, wo Philosophie und Mathematik einander begegnen, fährt er mit unverminderter Kraft fort, die Welt mit seinen Leistungen in Erstaunen zu versetzen, Leistungen, die ihre principielle Bedeutung eben dadurch bekunden, dass sie, dem intelligenten Laien ohne specielle Vorkenntnisse zugänglich, einer populären Darstellung fähig sind, wie v. Helmholtz selbst an vollendeten Mustern gezeigt hat.

Aber was gab uns, Ophthalmologen, Anlass, den grossen Naturforscher als den Mann zu bezeichnen, dem unter allen Lebenden die Augenheilkunde das Meiste zu verdanken habe? — Sie wissen es. Auf diese Auszeichnung hatte v. Helmholtz einen doppelten Anspruch: einmal kraft der grössten (wissenschaftlichen) Leistung, dann kraft der fruchtbarsten Erfindung.

Die grösste Leistung ist sein Handbuch der physiologischen Optik, mit dem auf dem Gebiet der Sinneswerkzeuge nur eine andere, weniger umfangreiche, aber ebenso tief gründliche und vielleicht genialere sich messen kann, — die Lehre von den Tonempfindungen. Aber in deren Autor hat, wie Sie wissen, v. Helmholtz keinen Nebenbuhler zu fürchten.

Bei der Bearbeitung seiner physiologischen Optik setzte sich v. Helmholtz die kolossale Aufgabe, alle wesentlichen Punkte durch eigene Beobachtungen und Versuche zu prüfen, beziehlich zu begründen. Und er hat diese Aufgabe im strengsten Sinne gelöst. Wagt man einen Blick in seine Werkstätte, dann bemerkt man, wie er, von scharfer Fragestellung ausgehend, controlirend und experimentirend, sich das Ganze zurechtlegt und in klarem breiten Style niederschreibt, um nun erst näher zu untersuchen, was durch Andere zur Erlangung dieser Resultate beigetragen ist, und neben seiner Darstellung deren Namen einzuschalten, unbekümmert, ob er sie dergestalt mit einem Theil seiner eigenen Verdienste schmückt.

So selbständig, so wenig dem eigenen Verdienste nachhängend, tritt nur der Mann auf, der sich seiner Riesenkraft bewusst ist.

Und schlagen wir jetzt das vor 30 Jahren erschienene Handbuch auf, dann sind wir, auf dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft, erstaunt über eine Richtigkeit der Einsicht und der Darstellung, die einen fast an Unfehlbarkeit könnte glauben lassen.

Vor Kurzem ist v. Helmholtz an die Herausgabe einer zweiten Auflage dieses Werkes gegangen.

Nicht jeden neuen Punkt wird er jetzt der Prüfung unterwerfen. Er wird sich darauf beschränken, in den Text aufzunehmen, was ihm einen wesentlichen Fortschritt oder eine wünschenswerthe Sicherung, beziehlich Widerlegung, wie er sagt, seiner früheren Ergebnisse zu enthalten scheint, und die neuere Literatur, deren Zusammenstellung Dr. Arthur König übernommen hat, am Schlusse folgen lassen. So werden uns das „Multum“ wie die „Multa“ geboten werden. Letztere werden Sie durch ihre Zahl überraschen. Aber machen sie sich darauf gefasst, dass das Multum sich wohl in den meisten Fällen auf einige kurze Sätze beschränken wird, die sich

dem unverändert reproducirten Texte ohne Weiteres anschliessen.

Dankbar werden wir diese Ergänzung der grössten Leistung aus seiner Hand empfangen. Aus seiner früheren Werkstätte fanden einige fein ausgeführte Arbeiten (wir werden uns hüten, sie „Spähne" zu nennen) ihren Weg in von Graefe's Archiv, unstreitig die klassischsten (von Graefe bleibt hier ausser Mitbewerbung), deren sich das Archiv rühmen kann, und auch jetzt gehen uns durch v. Helmholtz inspirirte Untersuchungen aus seiner Umgebung zu, die deutlich dazu bestimmt sind, neue Thatsachen zu prüfen, entdeckte Lücken zu ergänzen, — Untersuchungen, die uns verrathen, was in dieser Werkstätte vor sich geht.

Diese grösste Leistung, meine Herren, ist, neben der Anatomie des Auges, die Grundlage unserer Kenntniss der pathologischen Processe und der Schlüssel zur Erklärung der Symptome, und somit ein erster Anspruch auf unsere Auszeichnung.

Der Zweite:

Die fruchtbarste Erfindung!

Das Jahr 1851 wird für immer mit goldenen Lettern in der Geschichte der Ophthalmologie verzeichnet sein als das der Entdeckung des Grundes des Accommodationsvermögens und als das Jahr der Erfindung des Augenspiegels. Ist es mir eine Genugthuung, die erste für meinen Landsmann Dr. A. Cramer in Anspruch nehmen zu dürfen, unausgesprochen darf es hier nicht bleiben, dass Helmholtz kurz darauf selbständig zu derselben Entdeckung kam. Mit einer edelmüthigen Bescheidenheit, für die ich ihm Dank weiss, erklärte er, nach Durchsicht der ihm übersandten Arbeiten, die Ueberzeugung gewonnen zu haben, dass das Räthsel der Accommodation, an welchem so viele Forscher ihren Scharfsinn vergebens geübt hatten, darin in der That, der Hauptsache nach, gelöst war und von der beabsichtigten Untersuchung ihm nicht viel mehr

zu thun übrig blieb. Doch, was die Erfindung des Augenspiegels betrifft — sie gehört Helmholtz und Helmholtz allein. Wiederum sehen wir ihn sich die Bedingungen zurechtlegen, unter denen man das Auge leuchten sieht, Bedingungen, die noch nicht ganz klar ausgesprochen waren. Und sogleich erkennt er, dass es möglich sein muss, im reflectirten Licht den Augenhintergrund zu sehen. Von diesem Augenblick datirt die Erfindung des Augenspiegels. Er brauchte nur noch construirt zu werden, was für Helmholtz ein Leichtes war. Inzwischen verräth diese Construction den gewiegten Physiker. Mögen spätere Aenderungen den Gebrauch erleichtert, und mag das Sehen im umgekehrten Bilde seine unbestreitbaren Vorzüge haben, in Wahrheit ist das Instrument in seiner ursprünglichen Form optisch vollkommener, als jedes andere und wurde als solches durch den feinsten Beobachter, Eduard von Jaeger, gewürdigt und zu seinen wundervollen Abbildungen und genauen Refractionsbestimmungen benutzt.

In welcher Richtung der Augenspiegel dem Ophthalmologen von Nutzen sein könne, wie das untersuchte Auge, während sein Fundus sichtbar wird, für den Untersucher eine Loupe (eine Stanhope'sche Loupe) abgiebt, für das emmetropische Auge zu schwach bei Myopie, bei Hypermetropie zu stark, und wie somit aus der Untersuchung des Augengrunds zugleich auf den Refractionszustand des Systems geschlossen werden könne, das alles ward durch v. Helmholtz bei der Beschreibung schon deutlich angewiesen. Aber dass das neue Werkzeug die Morgenröthe einer neuen Aera der Augenheilkunde bedeute, hat er nicht vermuthet, wenigstens nicht ausgesprochen. v. Graefe — fühlte es unmittelbar. Als er zum ersten Male den Augengrund mit seinen Sehnerven und seinen Blutgefässen erblickte, so erzählt uns Michaelis, rötheten sich seine Wangen, und rief er begeistert aus: „Helmholtz hat uns eine neue Welt erschlossen! Und

„was wird da zu entdecken sein", fügte er sinnend hinzu. Es war in der That demüthigend, spotten zu hören, der schwarze Staar sei diejenige Krankheit, in der der Patient nichts sehe und der Arzt auch nichts. Die Therapie war ein Herumtappen im Dunkeln. Unter demselben Namen wurden die verschiedensten Affectionen des Fundus oculi und des Nervenapparates zusammengeworfen und selbst Störungen der Refraction und Accommodation, wie der Astigmatismus und die Asthenopie, zu den Amblyopien gerechnet. Und gegen diese verschiedenartigen Störungen zog man mit denselben empirischen Mitteln — viele davon eine wahre Plage für die Patienten — zu Felde, nicht nur mit wenig Erfolg, sondern zuweilen auf Kosten der Gesundheit.

Meine Damen und Herren! Im Jahre 1858 hatte Helmholtz Bonn mit Heidelberg vertauscht, wo er Aussicht hatte, den Wunsch nach einem Laboratorium bald erfüllt zu sehen. Hier hatten wir die besondere Freude, ihn bei Gelegenheit der Versammlung unseres Vereins zu begrüssen. Auf unsere Einladung hin sollte er unseren Sitzungen beiwohnen, unser Festmahl mit seiner Anwesenheit beehren. In v. Graefe kommt der Gedanke auf, ihm durch Ueberreichung eines kleinen Geschenks unsere Huldigung zu bringen und unsere Erkenntlichkeit zu bezeugen. Ein silberner Pokal wurde bald gefunden und die Namen der anwesenden Mitglieder eingegraben. Neben v. Helmholtz sitzend, ergreift v. Graefe das Wort und schildert in beseelter Sprache, wie die Erfindung des Augenspiegels, die den Namen Helmholtz mit dem Lorbeer der Unsterblichkeit schmückt, den Augenarzt erhebt und beglückt. „Unter unseren Augen", so ungefähr sprach er, „sehen wir „den Nebel fliehen, der Jahrhunderte lang die besten „Forscher in ihrer Einsicht umfing, und dank der früh„zeitigen Erkenntniss ist für die Therapie ein ungeahntes „Feld gewonnen, von dem wir schon jetzt, nach wenigen

„Jahren, schöne Früchte geerntet haben.“ Und sich zu Helmholtz wendend, überreichte er ihm in unser aller Namen den Pokal mit den Worten der Inschrift: „Dem Schöpfer neuer Wissenschaft, dem Wohlthäter der „Menschheit, in dankbarer Erinnerung an die Erfindung „des Augenspiegels.“

Helmholtz war sichtlich getroffen durch diesen ungekünstelten Beweis unserer Dankbarkeit. Es war, wie er erklärte, der erste öffentliche Beweis der Würdigung seiner Verdienste. In seiner Wohnung sprach ein geliebter Mund: „Schöner als eine Decoration“, und Helmholtz antwortete: „Versteht sich, es ist die Decoration von Seite der Sachverständigen.“

Und jetzt, 28 Jahre nach diesem denkwürdigen Tage, hochverehrter und gefeierter von Helmholtz! den ich die Ehre habe meinen Freund nennen zu dürfen, wende ich mich zu Ihnen, um im Namen derselben Gesellschaft, für welche von Graefe damals das Wort führte, und gewissermassen auch in seinem Namen, dem Namen unseres Meisters und Patrons, Ihnen die erste Ehrenmünze anzubieten, die sein Gedächtniss in Erinnerung zu halten bestimmt ist.

Lassen Sie diese Gabe, nachdem, nach der ersten bescheidenen Huldigung, die unser Verein Ihnen bringen durfte, die Wissenschaft in ihren höchsten Verkörperungen, Ihr Kaiser, den Sie ehren und im Herzen tragen, Ihnen alle Ehrbeweise geschenkt haben, die grossen Geistern bei grossen Verdiensten zuerkannt werden, — lassen Sie diese Gabe sich noch wohlgefallen, als ein Symbol des Vorrechts, welches Ihnen zu Theil wird, zu wandeln unter einem Geschlecht, das in Ihnen seinen Wohlthäter verehrt.

Dieses beglückende Bewusstsein, das nicht allen Genien gegönnt ist, erleuchte mit einem sanften Schimmer den Abend Ihres Lebens, an dem Sie sich, in unverwelkter Frische des Körpers und Geistes, durch die Liebe Aller die Ihnen theuer sind umringt sehen mögen immerdar!